Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 5. Juli 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 27

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Das Frauenstimmrecht im Bundeshaus
Tessiner Bäuerinnen
Feministische Notizen zur XIX. Internat. Arbeitskonferenz
Was sagt die Leserin?

Wochenchronik.

Inland.

Die vom Bundesrat kürzlich beschlossenen **Zollerhöhungen** auf Zucker und Benzin sind nicht gerade mit Begeisterung begrüßt worden. Von den verschiedensten Seiten wurde dagegen Stellung genommen als einer Maßnahme, die in der Richtung einer Verteuerung unserer Lebenshaltung wirke statt einer Verbilligung. Verbrauchersteuern sind auch diejenigen, die die Massen des Volkes und die großen Familien am stärksten belasten.

Nicht genug damit, ist uns dieser Tage auch ein Zoll auf Speiseöl und gleich mit 25 Rp. pro Liter, also mehr wie einem Viertel des heutigen Preises, beschert worden, dies wie es heißt, zu einem Ausgleich des billigeren Oels gegenüber unserer einheimischen teureren Butter. Die Zolleinnahmen hieraus sollen zur Verbilligung der Butter verwendet werden.

Im Zusammenhang mit diesen Steuererhöhungen hört man von weitern **Finanzmaßnahmen**, die der Bundesrat zum Ausgleich unserer großen Staatsdefizite plant: Erhöhung der Coupons- und Stempelabgaben, Getreidezoll, Erhöhung der Krisenabgabe, eidg. Erbschaftssteuer usw.

Man war gespannt, wie sich das **Bernervolk** zu seinem Finanzprogramm verhalten würde. Es verdient alles Lob. Zwei Drittel haben stillschweigend und offenbar höchst vertrauensfreudig zugestimmt, d. h. sind nicht einmal zur Urne gegangen. Der restliche Drittel hat das Finanzgesetz mit 39,000 gegen 21,000 Stimmen angenommen.

Von Seiten Deutschlands haben wir wieder einmal einige Freundlichkeit erfahren dürfen. Es hat nun auch noch die letzte unserer großen schweizerischen Tageszeitungen, die **„Basler Nachrichten"**, draußen **verboten.** Die Nachfrage, vielmehr der Hunger nach einer objektiven Berichterstattung ist ihnen draußen offenbar zu groß geworden. Als Vergeltungsmaßnahme hat der Bundesrat bei uns den „Alemannen", den „Stürmer" (das häßliche antisemitische Hetzblatt) sowie vor allem den „Reichsdeutschen" verboten. Letzterer ist das in Zürich erscheinende nationalsozialistische und eine dementsprechende Sprache führende Verbindungsblatt der in der Schweiz lebenden Reichsdeutschen, nach dessen Verbot schon seit längerm gerufen wurde.

Letzten Mittwoch trat in Bern unter dem Vorsitz von Bundesrat Etter eine große **Filmkonferenz** zusammen, um die Frage der Schaffung einer eigenen schweizerischen Filmproduktion zu prüfen, die sich auf unser Kulturgut und unsere Denkart stützen würde, um uns filmisch vom Ausland unabhängiger und unser Wesen draußen bekannter zu machen. Die Schaffung einer schweizerischen Filmkammer ist nun in Aussicht genommen. Ob die Herren dabei aber wohl etwas von dem brennenden sittlichen Interesse ahnen, das die Frauen am Filme haben? Offenbar kaum, denn sie sind wieder einmal nicht eingeladen worden, wenigstens verlautete nichts davon.

In Basel hat sich diese Woche das große eidgenössische **Sängerfest** mit seiner ganzen Sangesbegeisterung abgespielt.

Ausland.

Eden hat letzten Montag dem **Unterhaus** über die Ergebnisse seiner Reise nach Paris und Rom Bericht erstattet. An beiden Orten war es mehr die Form, die Methode, Englands Sondergängertum, das so sehr verstimmte, als die Sache des Flottenabkommens an sich. Man sei nun auf der Suche nach den „besten Methoden" einer ersprießlichen Zusammenarbeit.

Eden hat des weitern das Scheitern der Verhandlungen in der **abessinischen Frage** offen zugegeben. England war bereit, einen Streifen britischen Gebietes mit Zugang zum Meere an Abessinien abzutreten, um diesem seinerseits zu ermöglichen, Italien mit einigen Gebietsabtretungen entgegen zu kommen. Mussolini lehnte das aber ab: Italien hätte genug des unfruchtbaren Wüstenbodens und Abessinien würde damit doch nicht für keine Feindseligkeiten bestraft. Mit dieser kategorischen Ablehnung gerät England in eine schwierige Lage. England und die englische öffentliche Meinung ist — wie eben eine Abstimmung der englischen Völkerbundsvereinigung bewiesen, nach welcher sich mehr als die Hälfte der englischen Wähler zum Völkerbund und seinen Methoden bekennt — völkerbundstreu und baut seine ganze Politik auf den Völkerbundsprinzipien auf. Völkerbunds- und Kelloggpakt lassen aber Kriege als Mittel der nationalen Politik nicht zu. Läßt somit England Italien gewähren, so handelt es gegen seine Völkerbundsprinzipien und fügt damit dem Völkerbund unabsehbaren Schaden zu. Handelt es gegen derselben, so treibt es damit Italien aus dem Völkerbund hinaus. Mussolini scheint es auf Biegen oder Brechen ankommen lassen zu wollen. Die Friedensfreunde haben allen Grund, seine diktatoriale Politik mit großer Besorgnis zu verfolgen.

England will sich nun zunächst mit **Frankreich** wegen etwaiger gemeinsamer Schritte in Rom besprechen. Leider hat Frankreich neuerdings Grund, über England verstimmt zu sein, hat es doch letzteres wiederum unterlassen, es über seine Vorschläge an Italien zu informieren. Begreiflich, daß Frankreichs Vertrauen zu England einen ziemlichen Stoß erlitten hat. Frankreich hat zudem beträchtliche innenpolitische Sorgen. Die Spannung zwischen den links- und rechtsgerichteten Organisationen wachsen sich immer bedrohlicher aus: mit äußerstem Mißtrauen stehen sich die beiden Fronten gegenüber. Mit Besorgnis sieht man dem 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, entgegen, auf den beide Seiten große Demonstrationen angesagt haben. Laval ist zwar fest entschlossen, keinerlei Ausschreitungen zu dulden.

In Paris fand dieser Tage eine große **Frontkämpferzusammenkunft** statt, an der zum erstenmal auch die Deutschen teilnahmen. Sie bekannten sich alle als „der Sache des Friedens leidenschaftlich ergeben".

Gegenwärtig weilt der polnische Außenminister **Beck** in Berlin. Ein Hauptanliegen sei ihm, zwischen Deutschland und Frankreich eine bessere Atmosphäre schaffen zu helfen. Zwischen **Rußland** und **Japan** sind neue Spannungen ausgebrochen, desgleichen neue Unruhen in **Spanien**, namentlich in Katalonien und vor allem in Barcelona. A propos Spanien — die Regierung hat aus gesundheitlichen Gründen in ganz Spanien die Prostitution verboten.

Aufbruch der Jugend?

Von Herrmann Steinhausen.

I.

Gleich einem oft und vergeblich eingeladenen Gast, der lang auf sich warten läßt, und der plötzlich sein Kommen ankündigt, von einer Stunde auf die andere, da gerade niemand auf seine Ankunft gefaßt ist, schickt die europäische Jugend sich an, die entscheidenden Positionen des öffentlichen und des geistigen Lebens zu besetzen. Hat man nicht lange auf sie gehofft — auf diese Epoche der Jugend? Hat ihn nicht das alte Europa in seinen Dichtern und Pädagogen herbeigesehnt — diesen Tag, an dem eine Jugend, die nicht durch das Erbe unserer schwerfälligen Vorurteile — durch das niederziehende Erbe unseres Unglaubens an einen wirklichen „Neubeginn" gebunden ist, dem 20. Jahrhundert die Richtung weisen könnte? Sollte es nicht das Jahrhundert des Kindes sein, dieses zwanzigste ... und damit das der Jugend?

Ich entsinne mich, mit welchem verführerischem Ungestüm sie in den letzten Jahren vor dem Kriege ihre Forderungen an die Welt der Erwachsenen anmeldete — jene deutsche Jugend, die sich damals wie auf ein geheimes Zeichen in „Bewegungen" und „Bünden" sammelte, die Deutschland durchwanderte mit erwartungsvoller Trunkenheit, unfähig und unwillig, die vom bürgerlichen Geist geprägte Welt auf dem normalen Weg der Jagd nach Geld und Posten zu erobern. Innerhalb dieser damaligen Bürgerwelt, die sich in kompakten Formen und Anschauungen bewegte und in der man gern an einen gemächlichen Fortschritt glaubte, waren diese von der „Jugendbewegung" erfaßten jungen Menschen ein Element seltsamer Unruhe: was wollten sie eigentlich? Nun, sie hatten kein fest umrissenes geistiges oder gar politisches Ziel; schon die Zumutung, ein „Ziel" aufzustellen, hätten sie als verstrühten Appell empfunden, den vor ihnen liegenden „seligen Zustand unbegrenzter Möglichkeiten" zu beenden. Sie wollten jung sein und verstanden darunter ihr Recht, sich den Wertungen und Vorurteilen der Erwachsenen nicht zu unterwerfen — verstanden darunter ihre Fähigkeit, sich für einen gerechteren und reineren Erdenzustand zu begeistern, den die kühleren Generationen vor ihnen längst als „Utopie" belächelten; da den meisten unter ihnen die günstige Wirtschaftslage von damals ersparte, mit der „Wirklichkeit" in schmerzhafte Berührung zu kommen, gingen sie nicht von der Realität aus, sondern von den Forderungen ihres noch glühenden Herzens. Für diese Jugend galt, was fast ein Jahrhundert früher Lamartine geschrieben hatte: „Die Freiheit ist der höchste Traum der Jugend; es gibt nicht eine Seele von zwanzig Jahren, die nicht republikanisch fühlte ... es gibt kein Herz, das nicht für unsere idealen Güter schlüge."

Heute hat die aus den Jugen geratene bürgerliche Welt keine Verwendung für die ungenützten Kräfte der nachrückenden jungen Generation; damals aber, vor dem Kriege, schien die gesättigte, anscheinend in ihren Spannungen beruhigte friedliche Welt für den Enthusiasmus, für die leidenschaftliche Unbedingtheit der Jugend keine Verwendung zu haben. Ach, sie war nicht so friedlich, diese bürgerliche Welt zur Anfang des 20. Jahrhunderts, wie es die jugendlichen Stürmer befürchteten! Der technische Fortschritt, die Zivilisierung der menschlichen Beziehungen — sie waren trügerisch; und im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts des „Kindes" wurde dem Machtkampf um die Futterplätze die Blüte der Jugend bedenkenlos geopfert. Das Feld, das die alte Generation der Hingabebereitschaft der jungen weit und grenzenlos eröffnete, war das Schlachtfeld — von Ypern bis zu den Vogesen —, vom Balkan bis zur Ostsee. So war es der Tod und nicht das Leben, der diese Jugend, kaum ein Jahr nach dem flammenden Fest der „Jugendbewegung" auf dem Hohenmeißner, in seine Arme nahm.

II.

Das Schicksal des jungen Menschen von heute ist in ganz besonderer Weise unnatürlich; für ihn ist plötzlich die „Jugend" nicht mehr ein Zustand unbegrenzter Möglichkeiten — das Leben liegt für ihn nicht einmal mit 18 und 20 Jahren offen da wie für die Generationen vor ihm — im Gegenteil: es versperrt sich ihm, es läßt ihn fühlen, daß er unwillkommen ist, daß er „zu viel" ist — und es sind nicht die Kühnen, sondern die Gewitzten, die geborenen Kompromißnaturen oder die Duckmäuser, die beim Katzbalgen um die Arbeitsplätze die größere Chance haben. Diese jungen Menschen beginnen damit zu rechnen, daß auf die Zeit der Ausbildung, der Lebensvorbereitung nicht die Tätigkeit folgt, sondern die Arbeitslosigkeit. Und jetzt wenden auch sie sich gegen die Erwachsenen, die — wie sie wähnen — diesen unerträglichen Zustand, wenn nicht herbeigeführt, so doch geduldet haben. Die Elite der bürgerlichen Jugend der Vorkriegszeit suchte die allzu kompakten Formen der bürgerlichen Welt mit ihrem Lebensdrang zu sprengen; geborgen in einer gewissen wirtschaftlichen Sicherheit spielte sie mit dem „Chaos" — schließlich erschien ihrem Tatendrang, ihrer latenten Todessehnsucht sogar der Krieg als Befreier. Die an sich bedrohte Jugend von heute jedoch sehnt sich im Grunde nach nichts anderem als nach „Sicherheit"; es ist ihr immerwährender, lauter und leiser Vorwurf an die ältere Generation, daß diese in einer Welt voller Rätsel und Unsicherheit keine eindeutigen Antworten, keine „Gewißheit" zu bieten vermag. Sie haßt den „Liberalismus", weil er ihr die freie Entscheidung überläßt, von der sie gerade befreit sein möchte; und der Begriff der „Freiheit" hat für sie keinen verführerischen Glanz, weil sie zu spüren glaubt, daß die Freiheit ganz eng mit der Unsicherheit zusammenhängt. Diese Jugend von heute ist überskeptisch; wenn ihr die ältere Generation vom Recht auf „Selbstbestimmung" spricht, so hört sie mißtrauisch heraus, daß man sich nicht um sie kümmern, daß man sie mit ihren Zweifeln und ihrer Existenzangst allein lassen will. Sie will es gar nicht wahrhaben, daß ihre Bestimmung das individuelle „Glück sein soll, da sie ja ringsum nirgends eine Voraussetzung dieses Glückes sieht: da folgt sie lieber dem Appell zur Unterordnung unter irgend eine Fahne, irgend eine Disziplin, weil ihr so wenigstens der ständige Druck des eigenen Ichs von den Schultern genommen wird. Mit einem Male scheinen die Rollen vertauscht; heute ist die Jugend ungläubig, sie schwört darauf, daß Macht vor Recht geht — sie belächelt die Ideen der absoluten Gerechtigkeit, eines höheren Menschheitszustandes, sie erkennt verbissen Krieg und Unterdrückung als ewige, unausrottbare Lebensformen an — und die ältere Generation versucht, mit immer schwächerer, kraftloserer Stimme allerdings, dem Realismus der Jugend gegenüber gewisse Ideale zu verteidigen: die Rechtfertigung der „Utopie" ist über Nacht der älteren Generation zugefallen.

Um sich des Wandels der Zeiten und der Geister bewußt zu werden, sehe man beispielsweise die Gesichter der jungen Leute an, die heute in Deutschland als „Jugendführer" von maßgebender Stelle aus die deutsche Jugend beeinflussen .... und frage sich, ob auch nur in dem Kopfe eines einzigen, Gedankengänge möglich wären, ähnlich jenen, wie sie der junge Schiller seinem Marquis Posa anvertraut, in dem die Welt bisher die Idealfigur des schwärmerischen deutschen Jünglings zu erblicken gewohnt war. „Gedankenfreiheit" nähme in der Reihe der Forderungen dieser deutschen Jugend von heute bestimmt die allerletzte Stelle ein und bald

Die Tätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht, die, erst das Gute schaffend, bald ein Uebel selbst durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.

Goethe

Rahels Traum.

Von Fritz Ernst.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte eine Frau, die man die erste moderne deutsche Dichterin zu nennen pflegt. In der Tat spricht noch heute aus ihren Rhythmen ein taster beschwingtes Gemüt zu uns. Die Karschin, wie Luise Karsch im Stil der Zeit geheißen hat, war in ihrem Range anerkannt von allen, die einen solchen zu vergeben hatten. Nur sie selber dachte bescheidener von sich. Aus unglücklicher Ehe geschieden, durch die Verschendung ihres einstigen Gatten doch zur Milde aufgefordert, gab sie als Grund für die ihm dargebrachte Hilfe an: „weil er einst mein Besitzer war." Der Zeitpunkt, da die deutsche Frau diese stolz unterwürfige Sprache mit einem andern Selbstbewußtsein vertauschte, liegt klar zutage — es war die Frühromantik. Damals ergriff ein Theologe das Wort, um als Dolmetsch seiner gebildeten Freundinnen den neuen Lebensanspruch des weiblichen Geschlechts bekanntzugeben. Im zweiten Heft von August Wilhelm und Friedrich Schlegels „Athenäum", einer der übermütigsten und geistreichsten Zeitschriften, die jemals gedruckt worden sind, erschien Schleiermachers „Katechismus der Vernunft für edle Frauen". Das Dokument steht sozusagen in einem Schnittpunkt der europäischen Geistes- und Gesellschaftsgeschichte. Polemik und Spekulation reichen sich darin die Hände, um den unausrottbaren Utopismus des Kontinents im bezaubernsten Glanz erscheinen zu lassen. Wir können das schöne Prosastück nicht ganz hiersetzen. Auch ist, um den vollen Seelenabstand von der Karschin aufzuzeigen, nur die Zitierung des zweiten Glaubenssatzes notwendig: „Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen ..."

Das ist das Glaubensbekenntnis der romantischen Frauen und also auch derjenigen unter ihnen, die so sehr deren Vertreterin gewesen ist, daß einer ihrer Freunde zu ihr sagen konnte: „Sie sind die Romantik selbst." Als Rahel ist sie in die Geschichte eingegangen, nachdem sie zu ihrer Zeit und an ihrem Ort als eine ungekrönte Königin geherrscht. Ja, sie war so ungekrönt als möglich, nach ihren eigenen Worten „ohne Vermögen, Stand, Jugend, Namen, Talente". Mit solchen negativen Titeln gelang es ihr, der Berliner Kaufmannstochter, noch vor ihrer Verheiratung mit Varnhagen von Ense, nur kraft ihrer starken Seele, in ihrer bescheidenen Mansarde an der Jägerstraße eine Welt von Schönheit und Verdienst zu ihren Ehren um sich zu versammeln. Was hat man von dieser Frau nicht alles gesagt, was ihr nicht alles geschrieben, welche Geheimnisse des Herzens und Verstandes ihr nicht anvertraut! Nie zuvor wurden in Deutschland einer Frau so männliche Themen unterbreitet, nie seither hat man sich dessen so gerühmt. Bis zum Triumph, bis zur Selbstpreisgabe gebt die Genugtuung derer, die glaubten, für sie existiert zu haben. Lebenslang rühmte sich der Graf von Salm, daß er ihren tiefen Blick ausgehalten, diesen Blick, „der bis in mein Innerstes drang und dem ich kein schlechtes Gewissen hätte bieten mögen". Und Heinrich Heine in seiner kurrilen Art schreibt ihr als seiner Gebieterin, er könne nicht verloren gehen, da auf seinem Halsband stehe: „J'appartiens à Madame Varnhagen".

Wer sich nun heute die einstige Gewalt Rahels vergegenwärtigen will, der wendet sich, da sie literarisch kaum hervorgetreten, zunächst an ihre Briefe. Es wurden davon postum eine große Menge mitgeteilt, meistens zu Ehren der Philologie, nicht immer zu der Schreiberin Vorteil. Es gibt beziehungsloses jedes Lebenden und Toten ein angemessenes Wissen, das man nicht ungestraft überschreitet. Dieses Maß in unserm Fall erkannt zu haben, ist eins der vielen Verdienste ihres Gatten Karl August Varnhagen, der binnen Jahresfrist nach dem Verlust der Gattin ihr ein Totenmal errichtete, das in Europa nur wenige seinesgleichen hat. „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", erschienen 1834 in drei Bänden, ist bis auf jedes Wort des Titels zugleich ein Denkmal ehelichsten Taktes. Rahels Briefe forderten einen solchen. Sind sie doch in erster Linie weder Mitteilung noch Kritik, sondern, je mehr sie sich selbst darstellen, ein Moment von Rahels Existenz, da sie über die Dinge ihrer Umwelt mit einem fern Entbehrten in überstürzte Zwiesprache eintritt. Ja, auf dem Papier erstarrter Dialog sind sie, Hieroglyphen verklingener Rede. Denn eine Rednerin war Rahel, eine große Rednerin unter vier Augen, wie uns von allen Seiten überliefert und von urteilsfähigster Instanz in diesem Zeugnis unzweifelhaft beglaubigt wird: „Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — einer sehr bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Haustüre sagte, die Frau Legationsrätin sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört."

Die Worte sind von Grillparzer, stehen in seiner Selbstbiographie und beziehen sich auf seinen Berliner Aufenthalt im Jahre 1826, da Rahel bereits fünfundfünfzigjährig war. Man wird nicht glauben, daß der schüchterne, zermürbte, im Werten und Verwerfen tieferfahrene große Dichter durch ein bloßes Feuerwerk sich habe blenden lassen. Auch hat niemand unter denen, die der Rahel feind gewesen sind, in ihr nur dies gesehn. Nie hat man ihr das ursprüngliche Temperament bestritten, noch die weiteste Emporbildung durch Erzieher, wie man sie größer schlechterdings nicht besitzen kann. Ich finde, daß sie sich zu dreien davon so eindeutig bekannt hat, daß man derselben notwendig gedenken muß, wenn man Rahel selber verstehen will. Ihr erster Erzieher? Nicht Vater oder Freund, kein großer Weiser, dem sie anvertraut gewesen, noch überhaupt jemand, den sie von Angesicht gekannt, sondern ein vor der Welt verschlossen unermüdlich und über den Tod hinaus in den Zurückgebliebenen Tätiger: ihr König. Wenn es wahr ist, daß wir nicht nur unser Erlebnis, sondern auch unsere Wirkung sind, so entdecken wir an dem Großen Friedrich bei tiefstem Eindringen ins 18. Jahrhundert immer neue Seiten. Wer weiß nicht, daß der Philosoph von Sanssouci die Furcht und Hoffnung seiner Untertanen, die Fuchtel seiner Grenadiere und der Lehrmeister seiner Feinde, der Traum deutscher Jünglinge und das Lied deutscher Dichter, die Bewunderung von

kann die Zeit kommen, da die Botschaft des sterbenden jungen Posa an seinen Freund Carlos in den harten Herzen dieser jungen Männer auch nicht eine Saite mehr zum Klingen bringen wird:

„Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekt
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter lästert."

Diese Jugend glaubt dem Leben nur dann gewachsen zu sein, wenn sie sich schon in frühem Alter die Träume abgewöhnt.

III.

Die Mehrzahl der jungen Menschen von heut steht der von ihr geschaffenen geistigen Welt nicht darum mit Ablehnung gegenüber, weil sie den Anschauungen, dem Glauben der älteren Generation etwas prinzipiell Neues entgegenzusetzen hätte, sondern weil sie zwischen der geistigen Haltung der Generationen vor ihr und der heutigen Wirtschaftskrise einen allzu vereinfachenden, primitiven Zusammenhang herstellt. Nicht im Zeichen einer neuen Idee, sondern im Zeichen eines neuen Machtanspruchs tritt die heutige Jugend auf den Plan. Sie verlangt nicht Raum für einen neuen Glauben, den sie der Welt zu verkünden hätte, sondern sie wäre bereit, jedem neuen Glauben anzuhangen, der ihr materiellen Raum verschafft. Es ist kein Zufall, daß die politischen Leitgedanken, der sich diese Jugend verschreibt und in deren Zeichen sie in den fascistischen Ländern den Sieg der Diktatur beschleunigt hat, von solcher Art sind, daß sie den politischen Siegern, also hauptsächlich: ihr, der Jugend, das Recht geben, die „Gegner" aus Amt und Würden zu entfernen: der Sieg der Jugend beginnt damit, daß plötzlich überall auf die allereinfachste Weise von der Welt Posten für sie frei werden. Die politischen „Bewegungen" üben ihre Anziehungskraft auf diese jungen Menschen nicht durch ihre geistigen Inhalte, sondern durch Sprengbrisanz aus, mit der sie im gesellschaftlichen Arbeitsbereich Platz für die Jugend schaffen wollen; darum auch gießt man allen Hohn über das blasse Ideal einer „abstrakten" Gerechtigkeit und Humanität aus, die sich vielleicht mit Einwänden melden könnten.

Wenn der Mensch ein Wesen ist, dem der Sinn der Existenz nicht gleich dem Tiere ohne weiteres gegeben, sondern erst aufgegeben ist, so muß diese Rätselfrage nach dem Sinn des eigenen Lebens gerade in den Entwicklungsjahren mit besonderer Heftigkeit vor ihn hintreten. Man ermesse die seelische Erschütterung des jungen Menschen, wenn in diesen Jahren zu der geistigen nun auch noch die materielle Problematik hinzutritt, — wenn ihm die Welt, in die er mit der bangen Frage nach seiner Bestimmung eintritt, zur selben Zeit die Grundlage seiner nackten Existenz streitig macht! Es mag einem solchen jungen Menschen, der ein versperrtes Europa vorfindet, wie ein blutiger Hohn auf seine Ratlosigkeit vorkommen, wenn diese Welt des verhaßten „Liberalismus" noch immer an der Fiktion der freien „Wahl" der Lebensgestaltung festhält, — gleich als stünde ihm die freie Entscheidung zwischen den seiner Individualität zusagenden Lebensmöglichkeiten offen, während er doch in Wirklichkeit froh wäre, überhaupt noch eine Stelle auf der Welt zu entdecken, wo man ihn brauchen kann. In solcher Stimmung trat die deutsche Jugend den Weg an in die graue Welt des Arbeitslagers, so fand sie den Zugang zu der glücklosen Welt des national getönten Arbeitsstaates, wie ihn am exemplarischsten Ernst Jünger („Der Arbeiter") vorgezeichnet hat, in dem die Bedeutung des Menschen, die Tugend des Einzelindividuums gerade auf seiner Ersetzbarkeit beruht und wo man statt an die Entwicklung der Persönlichkeit an die Allmacht der Organisation glaubt. So auch kam es, daß für diese Jugend die Begriffe: Gewalt und Unterdrückung so lockend, so selbstverständlich klingen wie einst für die Jugend glücklicherer Generationen die holden Namen: Freiheit und Brüderlichkeit.

Man tut der Jugend einen schlechten Gefallen, wenn man in ihrem verzweifelten Verzicht auf alles, was das Leben auf eine hellere Stufe hebt, so etwas wie eine neue „Idee" sucht. Als ob die erlösende Idee unserer Tage in einer Zone geboren werden könnte, in der man den Kampf gegen den „zersetzenden" Intellektualismus bis zum Auslöschen des menschlichen Grundvermögens der „Ratio" schlechthin treiben möchte! Mögen jene unausrottbaren Philister in den Reihen der älteren Generation, die um jeden Preis als „jugendlich" passieren möchten, in ihrer steten Besorgnis, den Kontakt mit der Jugend nicht einzubüßen, das von dieser Jugend auf den Schild erhobene „Führer" Prinzip als den epochalen Gedanken unserer Tage preisen ... der zu nüchternem Denken erzogene Beobachter wird hinter diesem Prinzip nur sehr bald statt auf die große rettende Idee des zerwühlten Jahrhunderts nur auf den massiven Willen zur Preisgabe jener individuellen Verantwortung, jener individuellen Denkfähigkeit stoßen, an der immerhin vier europäische Jahrhunderte gearbeitet haben. Wenn es wahr ist, daß die Verstandeskultur des „liberalistischen" Zeitalters weder die Entschlußkraft, noch die materiellen Mittel, noch den rettenden Gedanken aufgebracht hat, um der Weltkrise Herr zu werden, so ist es leider nicht minder wahr, daß die junge Generation unserer Tage in einem Alter, da sonst auch die Stumpfesten und Lauesten für eine kurze Zeitspanne an eine höhere Welt des Guten, Wahren, Schönen geglaubt haben, sich für die Methoden der kollektiven, entpersönlichenden Organisation und für die Unterdrückung und Mißachtung der Lebensrechte des Gegners zu entscheiden willens sind.

Wo ist der Königsgedanke dieser Jugend, die mit wilder Entschlossenheit den geistigen Idealen der Generationen vor ihr den Krieg erklärt, — welchen Gedanken will sie an Stelle der Humanität der klassischen Epoche, an Stelle des bürgerlichen Bildungsgedankens setzen ... diese neue bürgerliche Jugend, die überlegen die „Menschenrechte" belächelt, die sie mitgenießt und die den Begriff „Freiheit" auf den Schindanger des Geistes werfen möchte, weil sie zufällig in wirtschaftlich schlechte Zeiten hineingeboren ist?

Wir erleben das paradoxe Schauspiel, daß diese Jugend, die sonst so gerne das Wort vom Schicksal im Munde führt, das man tapfer auf sich nehmen müsse, ihren Erneuerung-Kreuzzug damit beginnt, daß sie für ein tragisches Völkerschicksal: die Weltkrise, zunächst noch einmal nach „Schuldigen" sucht, und daß sie selbstzufrieden und kritiklos sich auf den ersten besten Feind stürzt, den eine hemmungslose Demagogie ihrer Wut anbietet. Als ob es in einem weltgeschichtlichen Prozeß, der seine Wurzeln in der Ratlosigkeit, im Expansions- und Erfinderdrang des Europäers hat, überhaupt „Schuldige" im bürgerlichen Sinne geben könnte! Nachdem diese jungen Leute entdeckt haben, daß es ihrem Lande wirtschaftlich schlecht geht und daß auf die frühere Prosperität vorerst nicht zu hoffen ist, sind sie ohne jede geistige Hemmung bereit, der Parole: „Das Ganze kehrt!" zu folgen und gehorsam den Rückmarsch in ein besseres Mittelalter anzutreten, gleich als ob man sich vor den grausamen Realitäten unserer Zeiten: der Arbeitslosigkeit, dem Klassenkampf, den nationalen und geistigen Gegensätzen in eine forcierte und romantisch drapierte Zunftidylle drücken könnte!

Daß sie für ihre neuen Parolen in den Tod zu gehen bereit ist (wie sie gern und oft das in ihren Liedern verkündet), damit dürfte diese neue Jugend sich nicht vor einem Europa brüsten, das eben zehn Millionen Tote in einem sinnlosen Kriege geopfert hat. Und nicht von einer Jugend wird die Zukunft der europäischen Völker gerettet, die den Tag kaum erwartet, da sie in Schwarmlinie in die feindlichen Maschinengewehre laufen darf — sondern von einem kräftigeren Geschlecht, das den Mut aufbringt, das europäische Schicksal, wie es durch Generationen vor uns gelebt und gedacht wurde, — mit all seinen Verirrungen und Fehlschlägen, aber auch mit seinen Hoffnungen und Steigerungsmöglichkeiten als bewußte Erben auf sich zu nehmen. Dunkel liegt die Welt vor uns: so lange aber die heutige Jugend in ihrer Mehrzahl den kommenden Weltenbrand für den einzigen Lichtschein hält, der dieses Dunkel erhellen könnte, wird man von ihr sagen müssen, daß sie noch nicht zu ihrem eigentlichen Ziel aufgebrochen, sondern gutgläubig eingereiht in bunte Milizen und Verbände, im Kreise der Ratlosigkeiten der alten Generation marschiert ist.

Das Frauenstimmrecht im Bundeshaus.

Was? — Im Bundeshaus? — Ja, sollte etwa an höchster Stelle das Frauenstimmrecht zuerst seinen Einzug halten? Sollten am Ende die Herren der Bundesversammlung es müde sein, allein die Verantwortung zu tragen für all das, was in so schwierigen Zeitläufen beraten und beschlossen werden muß?

Ach nein, so war es nicht. Noch immer ist „der Souverän" gern ein Volk von Männern, wenn er auch gar nicht immer ein Volk von Brüdern ist. Und so hat man im Bundeshaus nicht etwa für, nur ein wenig vom Frauenstimmrecht gesprochen. Man „mußte", denn die Postulate Greulich und Göttisheim und die Petition, die mit über 200,000 Unterschriften das Frauenstimmrecht vor Jahr und Tag forderten, sie regten sich. Sie möchten erlöst werden vom Dornröschenschlaf in der bundesrätlichen Schublade, der ja nicht gerade 100 Jahre zu dauern braucht. Selten wagt es ein Prinz, das Dorngestrüpp aus Indolenz und Feindseligkeit zu durchbrechen, das den Schlaf dieser verwunschenen armen Gefangenen so trefflich hütet. Es gehört Mut dazu und vor allem ein waches Gedächtnis, das diese Schlummernden nicht vergißt, und Wirklichkeitssinn, der weiß, daß solche Dornröschen in andern Ländern längst munter erwacht sind und wirken und werken.

Mit dem politisch üblichen Schwert der „Kleinen Anfrage" hat ein mutiger Prinz — Herr Nationalrat Oprecht verzeihe uns, daß wir ihn undemokratischerweise diesmal zum Prinzen ernennen — die Schlafenden in der Schublade erweckt. Er fragte den Bundesrat in der Junisession der Bundesversammlung nach dem Schicksal von Postulaten und Petition und erinnerte daran, daß der Nationalrat im Jahre 1929 den Bundesrat eingeladen hatte, beförderlich über die Postulate Greulich und Göttisheim, sowie über die Petition für das Frauenstimmrecht Bericht und Antrag einzubringen und daß der Bundesrat diesem Wunsche des Nationalrates noch keine Folge gegeben habe. Der Bundesrat hat in seiner Freitagsitzung die Antwort auf diese Kleine Anfrage festgesetzt. Sie lautet:

„Der Bundesrat hat die Behandlung der Postulate Greulich und Göttisheim dem Justiz- und Polizeidepartement übertragen. In der Erkenntnis, daß die Frage, ob und wie weit die politischen Rechte den Schweizer Bürgerinnen einzuräumen seien, von großer politischer und kultureller Bedeutung sei und deshalb gründlichste Prüfung erheische, hat das Departement die schweizerischen Auslandsvertretungen ersucht, ihm über die in andern Ländern mit dem Frauenstimmrecht gemachten Erfahrungen zu berichten und ihm die betreffenden gesetzlichen Erlasse zur Verfügung zu stellen. Dieses Material ist nahezu vollständig vorhanden.

Mit Recht macht nun aber das Justiz- und Polizeidepartement geltend, daß gegenüber den wichtigen großen Vorlagen, mit denen es sich in den letzten Jahren zu befassen gehabt hat und die zum Teil auch heute noch nicht abgeschlossen sind, wie Automobilgesetz, Bundesstrafrechtspflege, Schutz der Sicherheit der Eidgenossenschaft, Niederlassung und Aufenthalt der Ausländer, schweizerisches Strafgesetzbuch und Revision des Obligationenrechtes, das weitschichtige und in der öffentlichen Meinung jedenfalls noch nicht reife und daher noch nicht dringende Problem des Frauenstimmrechtes habe in den Hintergrund treten müssen. In letzter Zeit seien es insbesondere die Krisenerlasse zugunsten der Landwirtschaft, Hotellerie usw., sowie die je länger je mehr zunehmenden Verwaltungsbeschwerden, die es dem Departement unmöglich gemacht hätten, an die Bearbeitung der Frauenstimmrechtsfrage heranzutreten.

Inzwischen hat sich die Lage insofern verändert, als heute eine Initiative auf Totalrevision der Bundesverfassung vorliegt. Sollte sich das Volk für die Totalrevision, die ihm noch im Laufe dieses Jahres vorgelegt werden wird, entscheiden, so wird die Einführung des Frauenstimmrechtes in Verbindung mit all den übrigen Fragen der Erneuerung unserer Verfassung geprüft und entschieden werden. Wird dagegen die Totalrevision verworfen, so gedenkt der Bundesrat, der ihm durch die Postulate Greulich und Göttisheim, sowie durch die Frauenstimmrechtspetition übertragenen Aufgabe nachzukommen, sobald seine sonstige Inanspruchnahme ihm dies irgendwie gestattet. Der Bundesrat ist sich der Bedeutung und des Ernstes des Problems voll bewußt."

Damit haben wir nun die Erklärung erhalten, weshalb der Bundesrat in sechs Jahren noch keine Möglichkeit gefunden hat, auf diese Frage einzugehen. Es verwundert uns nicht, es bedrückt nur. Wir hören, daß auch der Bundesrat findet, daß die Frage „von politischer und kultureller Bedeutung" sei und zugleich machen wir uns klar, daß Studium und Vorbereitung einer Stellungnahme zu diesen Fragen dem Justiz- und Polizeidepartement übertragen worden waren. Und wir begreifen wohl, daß einem Departement mit vorwiegend Justiz- und Polizeiinteressen diese „kulturelle" Frage nicht in erster Linie wichtig ist. Fern sei es von uns, zu verkennen, daß Justiz und Polizei für den Schutz der Kultur wichtigste Aufgaben haben. Gerade heute sind sie besonders aufgerufen zum Schutz einer gefährdeten Kultur. — Der Bundesrat entschuldigt das Departement, das „mit Recht" geltend mache, wichtigere Aufgaben gehabt zu haben. Auch wir sehen ein, daß viele der genannten großen Vorlagen keinen Dornröschenschlaf ertragen hätten. Wir fragen nur: hätte das Departement, dem Kulturfragen doch eigentlich meist zugewiesen werden, hätte das Departement des Innern eher Zeit und vor allem Interesse für die Frage aufgebracht? Denn, offen gestanden, wir wundern uns ein bißchen, daß alles, was offenbar bisher zur Abklärung der Frage geschah, darin bestand, daß „angesichts der Bedeutung der Frage die schweizerischen Auslandsvertretungen ersucht wurden, die in andern Ländern gemachten Erfahrungen zu berichten und die betreffenden Erlasse zur Verfügung zu stellen".

Gesandtschaften und Konsulate in allen Ehren! Aber ob nun gerade sie die Instanzen sind, die am ehesten darüber auszusagen wissen, wir bezweifeln es. Man weiß aus Erfahrung, wie Schilderungen aus dritter und vierter Hand an Lebendigkeit und Farbe einbüßen. Wir hätten direktere Informationen von Frauen, die auf jahre- und jahrzehntelange politische Führerarbeit zurückblicken, für ungleich viel bedeutsamer angesehen. Aber der „Dienstweg" allein ist nicht immer der beste Weg zur wesentlichen Information, was uns wohl jeder erfahrene Politiker bestätigen wird.

Uebrigens scheinen sich die Arbeitsmethoden für schöpferische Arbeit auf politischem Gebiete recht sehr gewandelt zu haben. Wir waren einst stolz, als erstes Land das schweiz. Fabrikgesetz einzuführen, ohne uns auf ausländische Erfahrungen stützen zu können oder zu müssen; wir haben ein für andere Staaten Bahn brechendes schweiz. Zivilgesetz eingeführt, das jetzt für die neue türkische Gesetzgebung zum Muster wurde.

Immerhin warten wir nun gespannt darauf, auch etwas von den eingelaufenen Berichten der Auslandsvertretungen zu hören! Inzwischen gehen die Dinge weiter ihren Gang; Anfang September ist die Abstimmung über die Frage einer Totalrevision der Bundesverfassung zu erwarten und je nach dem Ausgang der Abstimmung wird die Frage des Frauenstimmrechtes in naher oder fernerer Zeit zur öffentlichen Behandlung kommen. Sorgen wir dafür, daß sie weiter „reife"!

Tessiner Bäuerinnen.

Von einem Pfingstausflug nach Pugerna gibt uns eine unserer Tessiner Mitarbeiterinnen im folgenden ihre Eindrücke wieder:

Sie und Er! Wenn man von Sie und Er spricht, meint man und stellt man sich beinahe stets ein Paar aus einer Welt vor, die besser sein will, als sie ist, die aber oft nur ein Trugbild ist. Selten aber denkt man daran, Szenen aus dem ländlichen Leben festzuhalten.

Es war Pfingstmontag, als ich Lugano mit seiner ausnahmsweise fast tropischen Hitze verlassend, das Dörfchen Pugerna von Caprino hinauf, erreichen wollte, auf der Suche nach Kühle, auf der Suche nach moralischer Kräftigung.
Tessin eine mühselige Lage erdulde, verschieden von derjenigen des Mannes und am wenigsten in der kleinen, anmutigen Gemeinde von Pugerna.

Pugerna! Keiner der in Lugano war, hat dem Quai entlang spazieren können, ohne sich zu fragen, was diese kleine Häusergruppe sein könnte, die, wie Kücken im Nest, aus dem dunklen Wald der Berge von Caprino emportaucht, auf etwa 700 Meter über Meer nach dem schönen Ceresiosee hinüber schauend. Ein Dörfchen des lachenden Tessin, mit nur 55 Seelen, einer Schule mit sechs Schülern, davon drei von Caprino, einer Post, dem Restaurant „Grütli" mit seinem „Nostrano", der kleinen Kirche und heute — nach jahrelangen Versprechungen — einer schönen, fahrbaren Straße, die, von Maroggia nach Arogno führend, das patriarchalische Nest Pugerna aus seiner Abgeschlossenheit gerissen hat.

Patriarchalisch! Nein, ich übertreibe nicht. Obwohl die Zeiten überaus traurig sind, hat vielleicht das Fehlen einer Verbindungsstraße bis vor wenigen Monaten den Bewohnern dieses

---

London und Paris, die Legende sizilischer Bauern und portugiesischer Matrosen war. Aber wer hätte gedacht, daß eine Frau, die einst ihrem Gatten und ersten Biographen als Iphigenie unter den Barbaren erschienen war, sich von Mädchenzeiten her dazu bekennen würde, das Wesentliche und Bestimmende in ihrem Leben stamme von jenem harten Dieser seines Volkes. Derselbe war schon dreißig Jahre tot, als Rahel diese Worte schrieb: „Jeden Genuß von außen her, jedes Gut, jeden Vorteil, jede Bekanntschaft kann ich von seinem Einfluß herleiten: dieser ist über meinem Haupt zersprengt."

Ihr zweiter Erzieher war Goethe, der ihr durch Karl Philipp Moritz in dessen letzter Berliner Zeit offenbart worden war. Was sie aber übernommen, hat sie aufs eigentümlichste weitergebildet und weitergegeben. Ganz ihr eigentümlich war schon die Grundeinstellung zum Dichter als dem „erhabenen Lehrer". Und das ist zunächst merkwürdig, weil sie nicht Moritzens im Grunde intellektuelle Auffassung von Goethe beibehalten, sondern ihn in die vitalen Phänomene eingereiht hat. „Großes Naturerzeugnis" nannte, als großes Naturereignis behandelte sie ihn. Werk und Leben war darin in eins verschmolzen. Was man sein und zugleich wissen, was genießen und aussprechen, was leiden und überwinden kann, das alles war ihr durch ihn allein völlig bewußt geworden. Sie hatte auf Grund ungewöhnlicher Vertrautheit ein Recht dazu, ihn zu feiern als ihr „Hochbild", durch welches sie zu bildsamer Klarheit über die eigne Mangelhaftigkeit gekommen sei. Und hier stehen wir denn an dem Punkt, wo das zweite Moment in Rahels geschichtlichem Verhalten dem großen Zeitgenossen gegenüber sichtbar wird: die Steigerung der Goetheverehrung zum Goethekult. Gehen wir nicht leichthin darüber weg. Der Dichter lebt stets nur wenigen. Als Ulrike von Levetzow dem leidenschaftlich um sie Werbenden gestand, daß sie in den ihr eigenhändig geschenkten und eigens für sie angemerkten Werken zu blättern ganz vergessen, hat die unbesiegliche Holdseligkeit eines jungen Mädchens vielleicht gewonnen, aber die Poesie verloren. Für Rahel bedeutete es eine Schicksalsnotwendigkeit, daß ihre Existenz „an seine Adresse gelange", für Rahel war ein Gruß von ihm ein Adelstitel und sein Besuch ihr Ritterschlag. Sie erst, und zwar in einem kaum mehr wiederholten Maß, hat eines Sängers Erdenwallen völlig wahr gemacht. Als im Sommer 1832 wiederum die Lerchen sangen, schrieb sie: „Goethe hört's nicht mehr. Ein großer Zeuge fehlt."

Zu Turgenjew kam einst ein junger Russe und beichtete ihm unter Tränen, ihm mangle der große Schmerz. Rahels Beichte hätte anders gelautet — sie besaß den großen Schmerz, der ihr dritter und höchster Erzieher war. Es braucht kein sonderlich geübtes Auge, um ihn in seinen unzähligen Verwandlungen, in sämtlichen Phasen und Punkten ihres Daseins nachzuweisen. Da war einmal ihre Herkunft, ihr „Uremigrantentum". Wohl lebte sie zur Zeit, da die Schranken, die das deutsche Judentum bis anhin gefesselt, niedergerissen wurden — was sie erlebte, war die unstillbare Skepsis, was aus den unsichtbaren Barrikaden würde. Ohne Schwanken bekannte sie sich jederzeit zu sich, nie aber überwand sie das Schwanken zwischen Stolz und Scham. Indem wir dies um der Wahrheit willen aussprechen, denken wir nicht daran, es dabei für Rahels ganze Psychologie sein Bewenden haben zu lassen. Es waren nicht sowohl ausnahmsweise harte Verletzungen und Beleidigungen durch die Welt, als vielmehr eine mimosenhaft reizbare körperlich-geistige Konstitution, was sie auch bei leidlicher Freundlichkeit des Geschicks noch überreichlich leiden ließ. Selbst wenn sie, in ihrem sichern Port, nicht in das Miterleben von Krieg und Not, von Ungerechtigkeit und Armut mit hineingezogen worden wäre, hätte sie noch aufrichtig gelitten an den letzten Spannungen, die unter allen menschlichen Beziehungen verborgen sind, wie es denn keine für sie charakteristischere Entdeckung gibt als die, „daß die Menschen sich zu ungleichen Stunden lieben". Es hat sich in ihr aus der Summe solcher Erfahrungen eine Hellsicht, eine Feinhörigkeit entwickelt, die ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzte. Ich aber bin versucht, darüber hinaus in ihr ein tiefstes Phänomen vorauszusetzen, das überall zum Vorschein kommen muß, wo Wahrheit allein den Ausschlag gibt: jenen Urschmerz der Existenz, der dem Menschen sozusagen erbsündlich auferlegt ist als Gegengesicht aller Lust, Strafe der Vereinzelung und vorweggenommener Widerruf der Geburt. Auf diesem ihr bewußten düstern Grund erwuchsen ihre Plagen, die sie den männlichen Mut hatte als die ihren anzuerkennen: nicht zu wehleidigem Genusse, sondern als kosmischen Stachel der Emporbildung. „Als Magd", sagte sie, „muß mir jedes gewesene Unglück dienen." Sie hatte schließlich eine unabsehbare Dienerschaft.

So gerüstet trat sie unter die Menschen, um mit ihnen zu kämpfen. Das Schauspiel war schön, das Kampfziel blieb fraglich. Es ergibt sich die Notwendigkeit, zuerst von ihrem Geschichtsbilde zu sprechen, um die Forderungen zu verstehen, die sie für Gegenwart und Zukunft laut erhob. Ihre Geschichtsauffassung entsprach der französischen Lehre der unendlichen „perfectibilité", die bei Rahel ausdrücklich erscheint als „Perfektibilität". Sollte man von uns in kurzen Worten eine Einordnung dieses bedeutsamen Phänomens verlangen, so würden wir den Leser darauf hinweisen, daß damals, wie schon früher, die Stabilität der Welt einer stürmischen Progressivität Platz machen mußte. Nachdem der Ehrgeiz von Jahrhunderten sich darin erschöpft, den geoffenbarten und wirkenden Autoritäten zu genügen, entdeckte man neue Bestimmungen zu unbekannten Ufern. Rahel ist ein höchst merkwürdiger Zeuge dieser Geistesverfassung. Ja, sie war es in einem so bedeutenden Maß, daß man ihr wohl zubilligen kann, worauf sie so viel Wert legte: ihre Zeugenschaft ist in der Tat „geschichtsergänzend". Erbin des Frühhistorismus, wußte sie von den früheren Epochen grade so viel, um jede auf den Schultern der vorangehenden zu erblicken. Vor ihren Augen kletterten die Generationen aneinander empor, hoch und höher. In einer fernen Zukunft schimmerte die Vollendung. Aber während die Geschlechter sich immer ruhmvoller betätigten, setzten sie ihre Glieder einem immer ungerechteren Geschicke aus. Der Tummelplatz der Kräfte erhob sich in stets reinere Sphären, derweil die Normen der Auseinandersetzung weitgehend dieselben blieben, also stets unangemessener und schließlich unerträglich wurden.

Dorfes eine gewisse Intimität, eine gegenseitige Herzlichkeit bewahrt, die sich in weniger isolierten Ortschaften nach dem großen Kriege verloren hat.

Ein Dorf, sauber bis zur Peinlichkeit, — im Gegensatz zu der falschen Legende, die sich um die Tessiner Bauern gebildet hat — tätige Menschen, glühende Patrioten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes. Hier in der Tat, obschon Feiertag, eine ganze Familie, Vater und Mutter — Sie und Er — und dazu zwei tapfere Söhne, die, den Sonnenstrahlen trotzend fleißig im Heu arbeiten, das eingebracht werden muß, bevor der Abend hereinbricht!

Es ist nicht wahr, daß hier die Frau ein viel härteres Leben führt als der Mann, daß ihr die mühsamsten Arbeiten obliegen. Auch dies ist eine häßliche Legende über dem Tessin, welche dementiert sein muß! Die Tessinerin, wenn sie nicht besser dran ist, so doch auf jeden Fall nicht schlimmer als jede andere Frau in der Schweiz. Mit Liebe umsorgt sie ihre Familie. Aus ihren Jungen macht sie Männer und Soldaten für ihr Vaterland. Aus ihren Mädels macht sie brave Hausfrauen, die eines Tages tüchtige Mütter sein werden. Und die Zeit, welche ihr neben der Pflege ihrer Familie, die von erster Notwendigkeit ist, bleibt, verwendet sie dazu, ihrem Mann, den Söhnen, den Brüdern bei den landwirtschaftlichen Arbeiten zu helfen.

Freilich war dem nicht immer so. Auch das Dörfchen Pugerna, wie alle Dörfer unserer Täler und Berge, hat weniger günstige Zeiten gekannt, wo auch die Frau ihren Anteil schwerer Opfer zum Wohle ihres Hauses bringen mußte. Das war in den Jahren, als der Großteil der Männer im Frühling die Familie und das Land verlassen mußte, in Ausübung eines Berufes, — meist als Maurer, Gipser, Anstreicher usw. — in die innere Schweiz oder ins Ausland sich begebend. Damals wurde die Tessinerfrau auf eine harte Probe gestellt, aber sie war unerschrocken. Energisch besorgte sie, ab und zu mit einer provisorischen Hilfskraft für die mühsamsten Arbeiten, die eigene Landwirtschaft und ihre Familie.

Wenn im Herbst die „Maestrani" (so nannte man die Arbeiter die jährlich im Frühling wie die Schwalben auszogen) an ihren Herd zurückkehrten, fanden sie den Schuppen mit gutem Heu vollgepfercht, im Stall das nötige Vieh, die Vorratskammer gefüllt mit Früchten und Gemüsen für den nahenden Winter. Zu diesen Gottesgaben fügten sie ihr Selbstverdientes und gewissenhaft Gespartes, und auf diese Weise war das bescheidene Wohl der Familie gesichert. Damals vor allem wurden nettere Häuschen gebaut und geräumige Ställe, der Viehstand vermehrt, unkultivierter Boden urbar gemacht. Dies sind die noch immer sichtbaren Spuren einer mühevollen, sicher aber viel blühenderen Zeit als der gegenwärtigen. Nicht einmal damals aber ließ sich annehmen, daß die Frau im

Die Tessinerfrau sowie auch der Mann sind im Grunde immer tätig, sauber und ehrlich gewesen. Wenn, wie in jedem Land so auch bei uns gewisse Vorfälle eine Ausnahme bilden, so tritt diese hervor, weil sie eben Ausnahme ist und die Regel bestätigt. Man muß nicht die Tessinerin beurteilen, die man in den Städten sieht, vor allem nicht in den von den Fremden besuchten. Ist es übrigens eine Tessinerin? Es kann auch eine Fremde sein. Dasselbe ist vom Manne zu sagen. Der einzige Unterschied, der zwischen Frau und Mann besteht, ist der, der sozialpolitischen Gleichheit. Aber dieser Unterschied besteht leider noch in der ganzen Schweiz und wenn die andern Kantone diesen Unterschied beseitigt haben werden, wird auch der Tessin, wie im übrigen, solidarisch sein. (Und auch im Tessin, wie in allen anderen Kantonen, wird vom „Movimento Femminile", Tessiner Sektion des F. S. V., tüchtig gearbeitet, um das Ziel zu erreichen, mit langsamem, aber gutem Erfolg.)

Es ist auch nicht wahr, daß der Tessiner nicht hundertprozentig Schweizer-Patriot sei. Es will nicht heißen, daß, weil eine importierte Bewegung sich für die italienische Gesinnung des Tessin bemerkbar machte, dies die Meinung der Tessiner sei! Um Gotteswillen! Die Urheber dieser tadelswerten Bewegung müßten überzeugt sein, daß sie bei einem wirklich ernsten Vorfall nur mit einer äußerst spärlichen Unterstützung seitens des Tessiner-Volkes rechnen könnten. Vornehmlich ist das Volkes unserer Täler, unserer Berge, die von gesundem Schweizerschlag und uneinnehmbaren Willens sind, für das Wohl ihres Schweizer-Heimatlandes allezeit bereit.

So hat mir am Montag in Pugerna nicht nur der Grenzwächter geantwortet, der zwischen dem trockenen Heu herumstreifte, sondern auch die Jugend, die neben ihrer Mutter das Heu erntete, um es dann in den Schuppen zu befördern.

Und alle, jung und alt, Männer und Frauen, müde, aber glücklich, zu ihren Füßen unseren schönen See, unser schönes Lugano betrachtend, gehen ihrer einfachen, aber sauberen Wohnstätte zu und scheinen mir zu sagen: Wir sind doch glücklich in unserer patriarchalischen Einfachheit.

Und sie haben recht. F. Volonteri.

Was sagt die Leserin?

In dieser Rubrik soll die Leserin ab und zu auch dann ihre Meinung über Fragen von allgemeinem Interesse zum Ausdruck bringen können, wenn diese nicht vorher durch einen Artikel in unserem Blatte zur Diskussion gestellt wurden. So entnehmen wir heute einer längeren Schilderung von erholsamer Ferienreise dank dem Hotel-Plan folgendes:

„Als ich am Samstagabend von einer sehr genußreichen Woche in Lugano zurückkehrte, noch ganz erfüllt von den herrlichen Eindrücken, wurde ich mit den Worten empfangen: „Ihr habt ja einen bösen Willkomm gehabt, etwas wie Revolte, Einschreiten der Polizei; nun wie war's? Wie kamt Ihr durch? berichte sachlich!"

Wie es sich oft wiederholt, daß eine guten Motiven entspringene Sache zuerst durchs Fegefeuer von Schmähung und Anfeindung hindurch muß, so hat sich auch die Hotelplan-Genossenschaft durchzukämpfen. Aber die Mitbeteiligten einerseits, die Reiselustigen sind voll Lob über dies ihren Gepotete und über ihre Gastgeber, die in großer Aufmerksamkeit ihr bestes taten. Wer in dem schönen Lugano kein blaues Hotelphanbest vorwies, sei es auf dem Schiff, auf den Berg- und Lokalbahnen sowie im Kursaal, der fühlte sich in einer Gemeinschaft verbunden, er freute sich, daß ein, zwei und mehr andere auch dabei waren, er mißgönnte nicht und wurde zutunlich und gesprächig. Wer Geselligkeit suchte, fand rascher die Anknüpfungspunkte und wer Naturnähe- und -verbundenheit vorzog, konnte sich getrost weit hinaus- und hinauswagen — der Hotelplan führte ihn, zu den festgesetzten Zeiten an den gastlich gedeckten Tisch, um den fröhliche Menschen saßen, zurück.

Den Gastwirten andrerseits, die das Risiko eingehen und noch ungewiß über die Rentabilität sind und trotzdem ihr Möglichstes bieten, können die Ferienleute das Gelingen erleichtern, wenn sie an dem Sinn und Zweck des Unternehmens auch mit dem Herzen beteiligt sind und als in bedrängten Zeiten verbundene Volksgenossen für einander einstehen wollen. Alle für Alle.

Es ist von hoher Stelle etwas gesagt worden vom einfachen Leben und von Einschränkung. Es hat diejenigen verletzt und z. T. aufgebracht, an die diese Worte vielleicht gar nicht gerichtet waren, es sollte aber von denen beherzigt werden, die noch mehr haben als „was zum Leben gehört". Wir suchen unsere schöne Bergwelt, den sonnigen Tessin das grüne Mittelland auf, weil wir den Städten mit ihrer oft scheinbaren Kultur entfliehen wollen, weil wir die Natur, Sonne, reine Luft, Berge, Seen und Wälder in ihrer Ursprünglichkeit auf uns wirken lassen wollen. Braucht es da Toiletten; Ihr Frauen, müßt Ihr Eure Stadtgewohnheiten mitnehmen; Ihr Männer? Müßt Ihr der so kärglich lebenden Bergbevölkerung Eure üblen Seiten zeigen, sie auf bittere Gedanken bringen durch Wohlleben und allzureich aufgetragene Speisen? Maßvolle Ansprüche sollen befriedigt werden, aber ein überreicher Tisch ist unsozial. Da dürfte eine Reform einsetzen, indem wir uns zu einfachern Sitten wieder bekennen und die drei Gänge mit drum und dran, vor und nach, angepriesen in meist fremdsprachlichen gesuchten Wortbildungen, zurückschrauben auf weniger üppige Kost. Wir würden durch diese gewiß den Wenigsten schwerfallende Einschränkung dem Gastwirt entgegenkommen und würden uns in unserm Gewissen freier fühlen!"

Eine Schweizerfrau.

Feministische Notizen zur XIX. Internationalen Arbeitskonferenz in Genf

4.—25. Juni 1935.

I.

Während einige Altvertraute fehlten, tauchten an der letzten Internationalen Arbeitskonferenz wiederum

neue Frauengesichter

auf, die fesselnden mußten. Vor allem ist Fräulein Grace Abbott, die Regierungsdelegierte der U. S. A. zu nennen, eine stattliche Erscheinung mit ebenmäßigen, blassen Zügen, deren durchdringende Augen und deren autoritäres Auftreten irgendwie den Gedanken an einen indianischen Stammeshäuptling erwecken. Grace Abbott wurde Präsidentin der Kommission, welche für das Plenum die Empfehlung betreffend die

jugendlichen Arbeitslosen

vorzubereiten hatte. Sie hat an diesem Präsidentenamt ein hohes Maß an Intelligenz, Ruhe, Klarheit, Energie und verblüffender Schlagfertigkeit entwickelt. Das Zeug war also vorhanden für eine musterhafte Präsidentin und für ein wertvolles führendes Mitglied der amerikanischen Regierungsdelegation. Für unsern „neutralen" Schweizergeschmack hätte sie als Präsidentin vielleicht etwas mehr Objektivität an den Tag legen sollen und darauf verzichten müssen, das Gewicht ihrer Persönlichkeit zugunsten derjenigen Anträge, die ihr sympathisch waren, allzustark in die Wagschale zu werfen. — Etwas unscheinbar, aber ebenfalls stattlich und nicht weniger sympathisch war Dr. med. Ada Gertrud Paterson, die Regierungsdelegierte Neuseelands. Dem Aeußern nach, ebensogeher aber auch nach ihrer gediegenen, stillen Wesensart hätte sie auch dem Kanton Bern oder der Ostschweiz entstammen können. — Blaß und zart, keiner andern als ihrer Muttersprache mächtig, in der sie aber lebhaft und energisch zum Plenum sprach, war Frau Helga Karlsen, die Delegierte der neuen Arbeiterregierung Norwegens, ein wirklicher Gegensatz zu der noch letztes Jahr anwesenden Betzy Kjelsberg, deren Freundlichkeit und warmherzige Art in den Konferenzkreisen nicht so bald vergessen sein wird. — In der Kommission, welche Grace Abbott präsidierte, wurde Südafrika sehr geschickt und taktvoll vertreten durch die technische Beraterin Frau Stanley de Villiers, die in ihrem Lande dem Rate für Kinderfragen in Kapstadt angehörte und Mitglied des nationalen Frauenrates ist. — In der Schweiz nicht unbekannt ist die Tschechin Dr. S. Skopova, die allerdings die Konferenz nicht bis zum Schluß mitmachte und als technische Delegierte in der Arbeitergruppe nicht wesentlich hervortreten konnte.

— Mehr Aufsehen erregte die Indierin La Begum Shaw Nawaz, eine auffallend schöne, intelligente, dabei aber äußerst höfliche und witzige Mohammedanerin, von der gesagt wurde, daß sie noch vor wenigen Jahren ganz verschleiert einherging. Wahrlich ein großer Schritt zum öffentlichen Auftreten an dieser Internationalen Arbeitskonferenz!

La Begum Shaw Nawaz war Berichterstatterin im Plenum zum Traktandum der

Frauenarbeit untertags in Bergwerken

aller Art. Dieses Traktandum wurde zu einem sehr erfreulichen Abschluß gebracht. Mit einer auffallend starken Zahl bejahender Stimmen wurde eine Konvention angenommen, welche ganz offenbar den Anschauungen und der Ueberzeugung der Völker aller Mitgliedstaaten entspricht und daher große Aussichten auf Ratifikation und Durchführung hat. Grundsätzlich soll Frauenarbeit untertags in Bergwerken aller Art verboten sein. Gerechtfertigte Ausnahmen sind gemacht für Personen in leitender Stellung, Personen, die im Gesundheitsdienst oder in sozialen Dienstzweigen tätig sind und Personen, die zu Studienzwecken oder zu gelegentlicher Ausübung eines Berufes, der keine Handarbeit erfordert, Bergwerke befahren.

In der Plenarsitzung wurde versucht, diese Ausnahme für Frauen höherer Berufsarten zu Fall zu bringen. Die Tatsache, daß die Konferenz sie aber aufrecht erhielt, war nicht allein einer geschickten Intervention der jugoslawischen Delegierten Milena Atanatzkovitch zu verdanken. Sie darf auch als Zeichen dafür gewertet werden, daß die Konferenz im allgemeinen für einen vernünftigen Arbeiterinnenschutz ist, ohne denselben zu benützen, um auch Frauen gehobener Berufslage den Zutritt zu selbst gewählter Arbeit zu verschließen.

Die Kommission, welche dieses Traktandum für das Plenum vorbereitete, wurde von Dr. J. G. Stemberg, der holländischen Direktorin des Amtes für Sozialversicherung präsidiert. Durch ihre hohe Intelligenz und ihre Erfahrung in Verwaltungssachen war Dr. Stemberg sehr geeignet, dieses Jahr, wie übrigens schon im letzten, das Präsidium dieser Kommission zu verwalten. Sie tat es mit der ihr eigenen Objektivität und nachgiebigen, verständigen Art, mit der sie den schönen Erfolg für die Konvention erzielte. Dr. D. S.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gute „Krisen-Maßnahme".

In diesen Tagen ging in Zürich ein Umschulungskurs für angehende Restaurations-, Angestellten- und Beiköchinnen zu Ende, dessen erfolgreicher Verlauf weite Frauenkreise interessieren dürfte. Dem initiativen Vorgehen von Fräulein Martha Meyer, Leiterin des Frauenarbeitsamtes in Zürich, ist es zu verdanken, daß auf Grund von Subventionen des Bundes, des Kantons und der Stadt Zürich im April dieses Jahres 20 sorgfältig ausgewählte junge Mädchen aus Stadt und Kanton Zürich einen 10wöchigen Einführungskurs zur späteren Tätigkeit in einem ausgesprochenen Mangelberuf bestätigend, besuchen konnten.

Waren vor Beginn des Kurses von verschiedenen Seiten skeptische Stimmen laut geworden, so mußte das theoretische und praktische, von Experten aus dem Hotelier- und Wirtestand abgenommene Examen davon überzeugen, daß mit einem Minimum an Zeit und Mitteln ein Maximum an Leistung erreicht worden war! Nachdem die Schülerinnen in einer sehr eingehenden mündlichen Prüfung ihre Kenntnisse über Zubereitung und Zusammenstellung der Speisen dargetan hatten, wurde ihnen die originelle Aufgabe übertragen, durch die Herstellung von „Znüni-Plättli" ihr Geschick und ihre Selbständigkeit zu beweisen, wonach sie, wie während des Kurses, gruppenweise den ihnen übertragenen Teil eines reichhaltigen Menus ausführten. Das Resultat der Prüfung durfte umsomehr befriedigen, als der größere Teil der Schülerinnen vorgängig des Kurses nicht in Haushalt- und Gastwirtschaftsgewerbe, sondern in Fabriken, gewerblichen oder kaufmännischen Berufen tätig gewesen war. In den Ansprachen am Bankett, welches sich infolge des Mithaltens der Schülerinnen zu einem schönen Fest gestaltete, wurde betont, daß eine als Krisenmaßnahme gedachte kurzfristige Ausbildung selbstverständlich in keiner Weise mit einer vollen Berufsausbildung zu vergleichen ist. Gelingt es den Teilnehmerinnen dieses Umschulungskurses, sich in der Praxis zu bewähren, — an gutem Willen und an guten Wünschen schien es nicht zu fehlen! — so dürfte jedoch mit diesem in so großzügiger und gewissenhafter Weise durchgeführten Experiment ein Anfang zur Behebung eines akuten Mangels gemacht sein, der volle Nachahmung in anderen Teilen der Schweiz verdient. E.

Weg nach rückwärts.

In Hamburg wurde das kirchliche Gesetz betr. „Verwendung theologisch vorgebildeter Frauen in der Hamburgischen Kirche vom 8. November 1927" vom Landesbischof aufgehoben, weil „es einer überholten Auffassung von der Berufstätigkeit der Frau seinen Ursprung verdankt und um die alte kirchliche Tradition wieder herzustellen."

Ebenfalls in Hamburg ist die Helene-Lange-Oberrealschule gelegentlich der Feier ihres 25jährigen Bestehens ungetauft worden zur Hansa-Oberrealschule. Wer Helene Lange und ihre großen Verdienste um die Bildung der deutschen Frauen kennt, weiß sich diese Aberkennung des Namens wohl zu deuten: die geistige Entfaltung und damit die Erlangung geistiger Selbständigkeit der Frau ist unerwünscht geworden.

Sodann hat in Sachsen der Innenminister bestimmt, daß die Zulassung zu den Prüfungen als Wohlfahrtspflegerin, Hebamme und technische Assistentin an medizinischen Instituten, Masseurin, Säuglings- und Kleinkinderpflegerin, Säuglings- und Kleinkinderschwester, Krüppelpflege- und Erziehungsschwester sowie als Krankenpflegeperson vom Nachweis arischer Abstammung abhängig sei. Ausnahmen hiervon könnten nur beim Vorliegen besonderer Gründe gestattet werden.

Hüten Sie sich vor verschleppter Bronchitis

vor chronischer Entwicklung von Asthma. Alle Katarrhe disponieren zu Bazillen-Krankheiten! Kalk kräftigt rechtzeitig und Kieselsäure verhindert Eiterbildung. Beide sind im »Silphosculine in erprobter Art und Menge enthalten. Sanatorien, Heilstätten, Professoren, prakt. Aerzte haben sich anerkennend und befriedigend über »Silphosculine geäussert. Inhaltsangabe auf jeder Packung. Preis 80 Tabletten Fr. 4.—, erhältlich in allen Apotheken, wo nicht, dann Apotheke E. Strauli & Co., Uznach (St. Gallen)
Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift. (c2525

P 43 K

Das klärte sich in ihr zum höchsten Postulat: andere Zeit — andere Moral. Es ist gar keine Frage, daß sie einen scharfen Blick besaß für die empfindlichen Stellen am Leibe der Gesellschaft. Das Inventar ihrer Beschwerden ist sehr umfangreich. Wir beschränken uns auf zwei Punkte, die sie mit besonderer Heftigkeit vortrug. In ihrer Eigenschaft als Frau erhob sie Klage, daß in Widerspruch zu Ideal und tieferer Wirklichkeit noch immer „in Europa Männer und Weiber zwei verschiedene Nationen sind". In ihrer Eigenschaft als Gattin, wenn auch in einer von ihr stolz bejahten Ehe lebend, rannte sie unaufhörlich Sturm gegen dieses Institut. „Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt! Der Erde gleich sei dies Unwesen gemacht und alles wird auf ihr erblühen, was leben soll. Eine Vegetation!" Nun sind wir ganz nahe Rahels tiefster Sehnsucht. Was würden die Menschen tun in jenem Erdenparadies, da keiner den andern beschattet noch beschränkt und alle zum gleichen Genusse aller Güter eingeladen wären? Sie würden nicht mehr im Hunger ihrer Leidenschaften und der Entbehrung ihrer Herzen sich bedrohen und kränken oder trösten und vertrösten, ja nicht einmal im Jenseits der Leiden sich an der Glut der Dichtungen und Melodien wärmen müssen, sondern sich selbst nennen und höchste Wonne sich reigenhaft zusammenfinden zur Kunst der Künste, wo wir — es sind Rahels Worte — selber der Kunststoff sind. Ist das nicht die Erfüllung aller Wünsche? Jean Paul schrieb einst an Rahel: „Sie behandeln das Leben poetisch". Darin hatte er recht. Er fügte aber hinzu: „und das Leben daher Sie." Darin nun hatte er unrecht. Das Leben milderte auch ihr gegenüber seine harte Prosa nicht — eben das Leben, das, mehr als andre, zu verkörpern sie sich rühmte.

Es bedeutet nicht einen gelegentlichen Ausspruch, sondern die Summe ihrer Ansprüche, wenn sie schreibt: „Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element. Im selben Rang, und gehören zusammen. Und der den andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen" „Mochten andere stolz sein auf ihr Tun — sie war aus ihrer eigentlichsten Mission heraus stolz auf ihr Sein. Die Frage war, welche unmittelbare Auswirkung, welche allgemeine Gültigkeit sie diesem eignen Sein zudachte. Es entfährt ihr, die immer in fürstlichen Dimensionen sich bewegt, einmal der Ausruf: „An mir ist ein Gesetzgeber, ein Pestalozzi, ein Moses untergegangen!" Das letzte Wort ist das richtigste. Untergegangen mußte ihr dasjenige erscheinen, worüber sie hinausgegangen war. Es zeigte sich, daß man doch auch nicht ungestraft die Freiheit grenzenlos begehrt. Anders als der Menschenschilderer La Bruyère, von dem man gesagt hat, er empöre sich nur nicht, weil er an sich halte, empörte sie sich, die nicht an sich zu halten liebte, unaufhörlich und prachtvoll. Das Gefügte und sich Fügende ablehnen, das war ihres Amtes, nicht aber mit eigenen Vorschlägen zur Neuregelung hervorzutreten. Wie hätte sie dies auch können, die von sich gesagt hat: „Ich habe nie versprochen, wie ich werden will!" So war ihr bestimmt, nach allen Seiten zurechtweisend und sich zugleich der Parteinahme enthaltend, dazustehn „mitten in der Bataille mit meiner weißen Fahne in der Hand". Gewiß hat sie manchmal einen hohen, manchmal einen rührenden Anblick. Aber diese menschliche Haltung verstößt doch gegen eine Urbedingung alles Lebens. Wohl las sie bei Spinoza, daß wir nur wissen, was wir tun. Aber ich fürchte, sie war tiefer berührt von der anscheinenden Paradoxie, als von der wahrhaft göttlichen Weisheit dieses Satzes. Selber ausgesprochen jedenfalls hat Rahel, sie sei zu gut, um sich in den Handel und die Händel der Welt einzulassen. Sie irrte sich. Niemand ist zu gut dazu. Niemand ist davon freigesprochen. Der Einwand, den man hierin gegen sie erheben könnte, zerschellt nur an dem Umstand, daß sie ihn selbst, auf ihre pathetisch lächelnde Art, vorweggenommen hat: „So bleib ich denn eine Art Betrachter ... Ich bin eine Art gesünderer, brünetter, vergnügterer Hamlet." Gesünder, brünetter, vergnügter vielleicht, Hamlet sicher! Unter minder furchtbaren Umständen lebend, durfte sie auf einen minder furchtbaren Ausgang bauen. Aber die tiefere Parallelität der Lebenslinien wird niemand verkennen: beide führen hinaus aus der Menschenwelt, in welcher Fortinbras entscheidet ....

Wenn man von einem Menschen Abschied nimmt, so gestaltet man wohl einmal dem Gespräche eine Wendung, die man ihm sonst vorenthielt. So möchten wir es auch mit Rahel halten, die nie verschlossen war. Es erschütterte uns es entzückte sie, als sie jemanden sagen hörte: „Ich will gar nichts vom Himmel, als mich von der Erde ausruhen." Das war ein Wort nach ihrem Sinn. Befreiung hoffen und von dieser Hoffnung gut sprechen zu dürfen, war ihr lebenslang ein Bedürfnis. Man ist aber nicht berechtigt, darin einen Hinweis auf Leichtgläubigkeit zu sehen. Barnhagen veröffentlichte nach dem Tod der Gattin eine kleine Schrift „Ueber Rahels Religiosität". Man erfährt daraus, wie sie sich hierin jederzeit verhalten hat. Ihre Selbstherrlichkeit, die nicht selten über das von uns aufgezeigte Maß hinausging, hat sie doch nie gehindert, sich um ihre weitere Heimat zu bekümmern. Sie tat das mit dem Ernst, den sie durch ihre ganze Existenz zum Ausdruck brachte. So konnte es nicht fehlen, daß sich ihre verschiedenen Antworten auf dieselbe Frage wandelten. Aber doch nie bis zur gegenseitigen Ausschließlichkeit. Sie, vor der ein fast beispielloser Ideenreichtum ausgeschüttet wurde, hat uns auch das Wort Benjamin Constants über die letzten Dinge überliefert: „Je n'en sais rien, absolument rien." Das ließ sie nicht gelten. Der Wandel, zu dem sie sich bekannte, bezog sich nur auf eine immer tiefere Bejahung. Das wurde ihr erleichtert durch ein Gefühl letzter Geborgenheit, das sie als eine Sterbende dem Gatten und besten Freunde anvertraute: „In meinem siebenten Jahre träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel: auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels legen."

Von Büchern

Emil Utitz: Die Sendung der Philosophie in unserer Zeit.

(Leiden A. W. Sijthoff's Verlag 1935, 159 Seiten.)

Der bekannte Philosoph und Psychologe Emil Utitz, Professor an der deutschen Universität in Prag, veröffentlichte vor kurzem ein Buch über „Die Sendung der Philosophie", das sich nicht so sehr an Fachleute, wie an das breitere Publikum wendet. Darum ist es geboten, auch die Frauenwelt mit den in dem Werk erörterten Problemen, die bereits Gegenstand zahlreicher Diskussionen geworden sind, bekannt zu machen.

Für Utitz handelt es sich hauptsächlich um Stellungnahme zu der Frage: Welche Rolle spielt die Philosophie im Leben der Gegenwart? Welche hat sie zu spielen? Es besteht die landläufige Meinung, philosophische Wissenschaft und Leben seien scharf von einander getrennte Gebiete. Philosophie läge jenseits oder über der Wissenschaft, außerhalb des realen Lebens. Utitz zeigt in einer Reihe historischer Skizzen, wie schon in der Antike die ersten griechischen Philosophen bestrebt waren ihre Lehren in die Tat umzusetzen. Bekannt ist z. B., daß Platon dem Rufe des Herrschers von Syrakus nur deshalb folgte: „Aus Schamgefühl vor mir selber, um mir ja nicht etwa als bloßer Theoretiker vorzukommen, der nie den Willen habe, auch eine Tat zu vollbringen." Auf diese Selbstverwirklichung, diesen Einsatz der eigenen Persönlichkeit für das als richtig Erkannte kommt es allein an. Das Leben des Philosophen ist der Prüfstein seiner Lehre. Seine Lehre muß die Zustimmung seines ganzes Seins erhalten. Nur auf diese Weise wird der Gegensatz zwischen Philosophie und Leben vermieden.

Für Utitz ist also die Philosophie oder das, was man durch Vernunft als richtig erkannt hat, für die Lebenslinie des Menschen verpflichtend. Diese Selbstverwirklichung bedeutet unter Umständen Bereitschaft zum Opfer, zu geistigem Heldentum, denn oft steht sie im Gegensatz zu den herrschenden Ansichten, zur Kirche und zum Staat.

Die so begriffene Philosophie macht eine besondere Veranlagung notwendig. Um „überhaupt verantwortlich philosophieren zu können", wie sich Utitz ausdrückt, werden vom Philosophen bestimmte Eigenschaften verlangt. Gewöhnlich werden von ihm Verstand, Scharfsinn, Abstraktionsfähigkeit, logische Kraft und andere intellektuelle Fähigkeiten gefordert. Utitz legt Nachdruck auf die charakterlichen. Was nützen die ersteren, „wenn der Betreffende eitel, rechthaberisch oder feige ist? Dem Eitlen wird jede Betätigung zu einem Radschlagen. Dem Rechthaberischen fehlt die Demut vor den Sachen, die Bereitschaft sich von ihnen leiten zu lassen. Der Feige drückt sich um unangenehme und gefährliche Wahrheiten herum." Der Philosoph braucht aber den ungebrochenen Mut zur Vernunft.

Die Ausführungen von Utitz, die durch zahlreiche Beispiele erhärtet sind, erhalten besondere Bedeutung in unseren Zeiten, in welchen es so sehr notwendig ist, Vernunft zu behalten, nicht unter die Wirkung der Massensuggestion zu gelangen. Viele Wissenschaftler und Denker unterlagen bereits der Massenpsychose. Die Schrift von Utitz ist ein Mahnruf zur Besinnung und verdient von diesem sozialen Gesichtspunkte aus weite Beachtung.

Franziska Baumgarten.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

„Heim" Neukirch a. d. Thur.
Sommer-Ferienwoche für Männer und Frauen,
Leitung: Fritz Wartenweiler.

4.—10. August. Dem großen Strom von Holländern, die unsere Schweiz bereisen, entströmt auch ein kleiner Fluß. Eine Woche lang werden im „Heim" Holländer sein, um unser Volksleben in Vergangenheit und Gegenwart kennen zu lernen. Schweizer, die an der Woche

Holland = Schweiz

teilnehmen, werden von unsern holländischen Freunden allerlei aus ihrem Heimatlande vernehmen. Aber auch die Erzählungen aus der Schweizer-Geschichte von Fritz Wartenweiler werden ihnen viel Unbekanntes bieten.

Kursgeld, einfache Verpflegung und Unterkunft inbegriffen: Fr. 5.— bis Fr. 6.— pro Tag; Jugendherberge Fr. 4.— bis Fr. 5.—.

Auskunft und Anmeldungen: Didi Blumer, „Heim" Neukirch a. d. Thur.

Kurs für alte Haus- und Kirchenmusik.

Die Schola Cantorum Basiliensis veranstaltet vom 3.—10. August für Musiker und Laien eine 4. Woche alter Haus- und Kirchenmusik auf Rigi-Klösterli unter Leitung von August Wenzinger. Das Programm umfaßt besonders weltliche und Instrumentalmusik des 16. Jahrhunderts, gregorianischen und deutschen Choral und Kantaten. Programme durch die Schola Cantorum, Basel, Wallstr. 14.

Berichtigung.

In unserer letzten Nummer ist auf zwei neue Schriften hingewiesen worden. Der Preis für die Schrift „Die Haushaltlehrmeisterin" beträgt per Stück 25 Rp., bei Abnahme von mindestens 100 Stück: 20 Rp. pro Stück (nicht 25 Rp.).

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Helfen Sie uns,

das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm

neue Abonnenten

zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern** des „Schweizer Frauenblatt" an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift:

Keine Erhöhung der Schokoladenpreise

Die unterzeichneten Fabriken beehren sich, ihrer Kundschaft im Interesse der Beruhigung des Marktes bekanntzugeben, daß trotz der Zuckerzollerhöhung in den nächsten Monaten keine Erhöhung der Verkaufspreise ihrer Produkte in Aussicht genommen werden muß.

Dem Konsumenten wird auf diese Weise der Vorteil aus den zu den alten Preisen beim Fabrikanten liegenden Zuckervorräten ungeschmälert zugehalten.

Amor A. G., Bern
Frey A. G., Aarau
Grison A. G., Chur
Klaus S. A., Le Locle
Lindt & Sprüngli A. G., Kilchberg (Zch.)
Maestrani A. G., St. Gallen
Nestlé, Peter, Cailler, Kohler, Vevey
Noz & Co., Les Brenets
Rudin-Gabriel, Basel
Séchaud & Fils S. A., Montreux
Suchard S. A., Neuchâtel
Tobler A. G., Bern

P5842Y

Ein gutes, altes Rezept,
erstklassige Zutaten, sorgfältige Behandlung, das gibt den wohlschmeckenden, zuträglichen
Zwieback Kläui
1 Kilo-Postpakete gegen Nachnahme Fr. 4.—
Zwieback Kläui
Rue Neuve 7, La Chaux-de-Fonds
F 10

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Arosa Grellihaus Nähe Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Rheumabäder
Chur Rhätisches Volkshaus beim Obertor
Davos Volkshaus Graubündnerhof
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
Samaden Alkoholfr. Restaurant 2 Min. v. Bahnhof
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof
Thusis Volkshaus Hotel Rhätia Nähe Bahnhof

P 1208 Ch

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel • Tea-Room Turmhaus
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern • Daheim
Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer
Zeughausgasse 31
P 1055 Y Tel. 24.929

SEEHOF HILTERFINGEN
(Thunersee)
Alkoholfreies Hotel-Restaurant
Pensionspreise Fr. 8.50 bis 12.—
Keine Trinkgelder. Telephon 92.26

BERN
Alkoholfreies Speise-Restaurant
TRANSIT
1 Min. vom Bahnhof. Prima Kaffee mit belegten Brötchen. Tel. 24.012.
P 1176 Y H. Zweidler.

THUN
Telephon 24.04
BLAUKREUZHOF
Alkoholfreies Restaurant
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen. P 5733 T

BERN
Zehendermätteli
Reichenbachstraße 161
Schöner Spaziergang. Spezialität Strübli. Kleines Saal. Tel. 32.203.
Familie Gasser-Gruber.
P 1200 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes

Ferien, Entspannung, Reisen,

das ist ein guter Dreiklang. Wenn nur die ersten Tage nicht so peinlich wären! Warum? Weil die Gewohnheit gestört ist, die Regelmäßigkeit der Verdauung.

Nehmen Sie Emodella mit auf die Reise. Sie wissen ja, Emodella ist — auch bei langem Gebrauch — immer gleichmäßig wirksam, mild und ohne jede unangenehme Nebenerscheinung.

Emodella ist aus Pflanzensäften hergestellt und sehr leicht einzunehmen. Es regt den Magen und die Eingeweide zu erhöhter Tätigkeit an, erweicht die Schlacken, die sich in den Gedärmen sammeln und sorgt für deren Entfernung. Emodella reinigt und belebt den ganzen Verdauungsapparat und hat einen vorzüglichen Einfluß auf das Allgemeinbefinden.

Emodella wird von der Gaba A.-G. in Basel hergestellt und ist in allen Apotheken zu Fr. 3.25 die große und Fr. 2.25 die kleine Flasche erhältlich.

Auf Verlangen schickt Ihnen die Gaba A.-G., Basel, Emodella durch die Vermittlung eines Apothekers per Nachnahme direkt zu. F 13

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080

P 142 G

Haben Sie gerne schöne Blumen?

Wenn ja! dann bitte probieren Sie das reine neue Blumennährsalz **„Fina"**. Gehalt 61,6 %. Amtlich geprüft. Wo keine Ablage, direkt zu beziehen bei **Flury & Cie., Chem. Fabrik Bern-Zollikofen** in Büchsen zu 350 gr Fr. 2.50 und zu 1 kg Fr. 4.— Franko gegen Nachnahme. P5615Y

Wiederverkäufer gesucht mit hohem Rabatt

Zu vermieten

In dem von der Zürcher-Frauenzentrale erstellten Hause für alleinstehende Frauen, Nähe Bahnhof Letten, Zürich-Wipkingen, ist auf 1. Oktober zu vermieten eine

3-Zimmerwohnung

3. Stock, frei und sonnig gelegen, mit Balkon, Diele, Boiler, Zentralheizung. Auskunft Telephon 42.562, 8-9 und 1-3 Uhr. B 19

DP 180 C

Kurse f. Berufsausbildung in Kosmetik

mit Diplom u. Garantie für Erfolg, so dass jedermann befähigt ist, diesen Beruf selbständig auszuüben. — Auch Repetitionskurse. — Keine Schule oder Massenausbildungen, nur individuelle Ausbildungskurse unter Leitung erstkl., bestqualifizierter Berufsfach-Spezialisten mit langjährigen Erfolgserfahrungen. P 5213 Q

E. & T. Düby
dipl. Spezialistinnen
Institut für erstklass. Körperpflege, **Basel**, Hardstr. 125
Tel. 41.653

Der naturreine
Obst-Essig
ist ausgezeichnet und billig von der
Mosterei Zweifel
Zürich-Höngg
P 7784 Z

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17 Telefon 53.740 P 149 Z

Bücherfreunden Wilh. Aug. Müller empfiehlt sich Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P 4396 Q

Überlegen durch sein Gewicht und seine Qualität den meisten Phosphatinen und Kindermehlen ist das
Phosfarine Pestalozzi
das beste Knochenbildungsmittel für Kinder. Es ist das stärkende, billigste Frühstück der Blutarmen, Magenkranken usw. in Tee oder Milch genommen. 500 g Büchse **Fr. 2.25** in Depots, Drogerien, Apotheken und Delikatessen, Konsumvereinen. F 5-9 L